

Fulbert Steffensky, Luzern

HEIMAT – EIN HAUS IN DER FREMDEN WELT

Überlegungen eines Zugvogels

Home / Heimat – house in a strange world

Reflections of a migrant bird

The author - calling itself a migrant bird- reflects upon the places which have been or not have been home (Heimat) for him: temporary houses in a strange world.

Das Wort Heimat gehört kaum zu meinem Sprachschatz; wenn, dann nur gebrochen und mit Deutungszusätzen, die die Minen entschärfen sollen, die ihm innewohnen. Ich verstehe die Philosophin Carolin Emcke, die schreibt:

„Ich habe nie die deutsche Nationalhymne gesungen, ... habe nie die deutsche Fahne geschwenkt, ... Ich weiß um die Unbelastetheit der Strophe und ihrer Aussage ebenso wie um die Fahne und ihre Farbe – und dennoch bereitet es mir Unwohlsein. Ebenso wie alle Begriffe wie „Heimat“, „Vaterland“, „Patriotismus“, „Stolz auf Deutschland“, all das, woran ich in den letzten Jahren immer stärker gemahnt werde, dass ich es empfinden sollte.“

Es gibt keine ungeschändete Sprache, auch das Wort Heimat hat seine Blutflecken, spätestens seit der Nazizeit. Dem Problem kann man nicht entgehen, indem man die Wörter verschweigt. Wir müssen sie reinigen. Was also kann Heimat bedeuten, wenn das Wort niemanden mehr bedroht und gegen niemanden gewendet ist? Ich habe eine alte Frau, im Saarland geboren und immer dort geblieben, gefragt, was für sie Heimat bedeutet. „Heimat“ hat sie in ihrem schweren moselfränkischen Dialekt geantwortet.

„Heimat is do, wo ich Gehäichnis han.“ Gehäichnis, ein schwer zu entzifferndes Wort, das man nur im Hunsrück und im Saarland findet. Es bedeutet Wärme, Geborgenheit, Vertrautheit und Vertrauen, Sich-Auskennen, nicht in Frage stehen.

Ich gehe von diesem Wort aus und frage, wo ich mein Gehäichnis hatte oder habe und welche Gesichtszüge meine Heimaten trugen. Meine erste Heimat, das Land meiner Geburt, das Saarland. Lange hat man unter Heimat den Geburtsort verstanden. „Mein Heim ist immer da, wo meine Wiege stand“ heißt es in einem saarländischen Heimatlied. Heute sind die meisten in unserer Gesellschaft Zugvögel, und sie leben schon lange nicht mehr dort, wo sie geboren sind. Dieser Geburtsort war nur beschränkt Heimat, weil ich sie nicht gewählt hatte. Ohne mein Zutun war sie eine verordnete Heimat, ob sie gut war oder schlecht. Mehr zuhause ist man dort, wo man sein Zuhause wählen kann. Und darum sind alle Geburtsheimaten vorläufige Heimaten, denen

immer etwas fehlt. Man hat sie nicht gewählt, sie sind Verhängnis, nicht immer im fatalen Sinn, aber oft; fatal sind sie vor allem, wo es unter Verdacht steht, ihnen zu kündigen.

Zum Gehäichnis, zum Zutrauen in die gute Heimat gehört, dass man in ihr anders als alle anderen sein darf; dass dort Fremdheit und Fremde geduldet sind. In dieser saarländischen

Heimat war keine Fremdheit vorgesehen. Man war einmalig und kannte keine Fremden. Es gab keine Ausländer, fast alle waren katholisch, man kannte keine andere Religion als das Christentum. Es lebte sich gut in diesem

Dorf, wenn man dazugehörte und wenn man eingebürgert war in den allgemeinen Glauben und in die allgemeine Lebenspraxis. In dieser Heimat stand man unter dem Diktat, zu sein wie alle anderen. Das hat viele junge Menschen gequält und sie haben die Heimat im Zorn verlassen. Es war ein einstimmiges Dorf, dies war sein Problem. Man weiß nur, wer man ist, wenn man sich dem Schmerz der Fremdheit aussetzt. Man lernt den eigenen Reichtum erst dort kennen, wo man sich mit fremden Lebensentwürfen und fremder Religion auseinandersetzen muss. Und man lernt den eigenen Mangel erst kennen, wenn man auf den Reichtum des Fremden stößt. Wo man nur sich selbst kennt, besteht die Gefahr, dass man sich für einzigartig hält. Man kann sich kaum hinterfragen, wenn man die Fremden und das Fremde nicht an sich heranlässt. Man bringt sich um die Freiheit zu wachsen und mehr zu werden, als man ist, wo man sich der Fremdheit der anderen verweigert. Zuhause ist

man, wo man andere Häuser betritt, Fremden begegnet und sie duldet. Eine fremdenfeindliche Heimat ist auch für die Einheimischen keine Heimat. Diese erste Heimat habe ich

verlassen, sie berührt mich kaum noch. Ich möchte keine Heimat, in der Menschen nur mit sich selbst identisch sind.

Es kamen noch einige andere Heimaten, ein Kloster, in dem ich einige Jahre war; Köln, Hamburg, Luzern, wo ich heute lebe. Alle diese Heimaten hatten einen Vorteil: Ich habe sie gewählt und darum war ich in ihnen mehr zuhause. Die längste Zeit meines Lebens habe ich in Hamburg gelebt. Dieses große Hamburg lässt mir die Wahl. Es zwingt mich keiner, richtiger Hamburger

Es gibt keine ungeschändete Sprache, auch das Wort Heimat hat seine Blutflecken, spätestens seit der Nazizeit.

Zum Gehäichnis, zum Zutrauen in die gute Heimat gehört, dass man in ihr anders als alle anderen sein darf; dass dort Fremdheit und Fremde geduldet sind.



zu sein. Die große Stadt lässt mir Distanz. In meinem Geburtsort ist bis heute Distanz nicht vorgesehen. „Sei einer von uns!“ ist das große Diktat. Aufgehoben aber kann man nur dort sein, wo man nicht gefesselt ist. Aufgehoben kann man nur dort sein, wo man einer Lebensweise kündigen oder einen Ort verlassen kann. Ich bleibe ein freier Mensch.

Aber, so frage ich mich, kann man dort zuhause sein, wo jedem gleichgültig ist, was ich tue oder lasse? Meine Geburtsheimat hat mich drangsaliert, aber sie hat mich auch aufgenommen, weil sie mich verpflichtet hat. Kann es ein eigener Ort werden, wenn der Ort mich in keiner Weise bindet und wenn ich mich selbst an den Ort nicht binde? Auch die Heimat kann zur Einöde werden, die mir nichts abverlangt und die mich nicht aus meiner gloriosen Selbstverfangenheit befreit. Heimat kann nur sein, wo ich verpflichtet werde. Pflicht ist ein ungeliebtes und ein unaufgebbares Wort. Beheimatet kann ich nur sein, wo ich mich kümmerge. Auch das gehört zu meiner Wahlheimat, dass mir nicht gleichgültig ist, was in ihr geschieht. Wie werden die Verkäuferinnen in den großen Einkaufsketten bezahlt? Wo zerstört die Gentrifizierung von Stadtteilen die Lebensqualität? Wie werden die Flüchtlinge behandelt? Geben wir ihnen die Chance, heimisch zu werden? Was ist das Hauptinteresse meiner Kirchen? Wie gelingen oder verkommen unsere Schulen? Sich um diese Fragen zu kümmern, macht den Ort wirtlich und bindet mich an ihn. Es gibt keine Heimatliebe ohne Sorge für diese Heimat. Der bloße Zuschauer ist nirgends zuhause, er bleibt Fremder.

Die andere Frage der Beheimatung heißt: Was geschah in dieser Stadt, was geschah in meiner Heimat? Ich habe vor mir ein Heimatbuch liegen, das die Geschichte eines Dorfes schildert. Es wird von der Entstehung des Kirchengebäudes erzählt, die alten Schulen werden beschrieben. Aber es wird eine Freiheitsgeschichte nicht erzählt, wie nämlich Frauen bei einem Streik in den Kohlengruben in jener Gegend einmal die Streikbrecher vertrieben haben. Es wird nicht erzählt, dass in den letzten Tagen des Krieges am Rande des Dorfes fünf russische Gefangene aufgehängt wurden. Also es wird nicht erzählt, was das Herz jeder Erzählung ausmacht: Die Erinnerung an die Toten, das Gedächtnis ihres Lebensgelingens und ihrer Leiden. Die Geschlechternamen zu wissen, über die Entstehung von Schulen

**„Sei einer von uns!“
ist das große Diktat.**

und Kirchen Bescheid zu wissen, ist eine schöne Erinnerung. Aber sie wird zu einer geschönten Erinnerung, wenn alle gefährlichen Erinnerungen ausgeblendet werden. Die nur schöne Erinnerung ist schön, aber sie hat weiter keinen Appell und keinen Trost. Wir können schwer leben, wenn wir nur Heutige sind und wenn wir keinen anderen Raum als den hiesigen haben. Heimat ist der Ort, an dem man weiß, was die Toten dieses Ortes geträumt und gelitten haben. So gehört zu meiner Hamburger Heimat die Erinnerung an das Konzentrationslager Neuengamme. Zigtausende wurden dort gefoltert, durch Schwerstarbeit in den Tod getrieben, mit Zyklon B ermordet. Heimat ist dort, wo man sich der Namen der Toten erinnert. Heimat ist der Ort, wo man sich schämen darf.

Und nun zu meiner letzten irdische Heimat: Luzern! In meinem Alter, ich bin 82, haben Anfänge meistens den Geruch des Endes. Man fängt an, die Wohnung aufzulösen und zieht ins Altersheim. Man fängt an, Dauergast bei Ärzten oder im Krankenhaus zu werden. Man fängt an, sich daran zu gewöhnen, dass es keine Anfänge mehr gibt. Es sind also Anfänge, die aus Beendigungen geboren sind, aus Abschieden und Verlusten.

Nun habe ich vor fünf Jahren einen Anfang gewagt, der eigentlich ungehörig ist. Ich bin von Hamburg in die Schweiz gezogen, nicht um meine alten Knochen im Tessin zu wärmen, sondern weil ich die Zuneigung eines Menschen gefunden und wieder geheiratet habe. Geht das? Was habe ich gewonnen; was habe ich verloren? Zunächst habe ich die Liebe eines Menschen gewonnen und bin der Einsamkeit nach dem Tod meiner Frau entronnen. Ich weiß wieder, wohin ich gehöre. Ich weiß, dass jemand wartet, wenn ich verreise. Ich teile mit einem Menschen das Brot und die kleinen und großen Dinge des Alltags. Das Wichtigste, was einem Menschen geschenkt werden kann, ist mir zugefallen.

Doch es gibt nichts ohne Preis: Ich habe meine alte Welt verloren, nicht völlig; denn die 1.000 Kilometer zwischen Luzern und Hamburg sind in acht Stunden zu überwinden. Aber die alte Welt ist nicht mehr Alltag, sie ist von Zeit zu Zeit ein Geschenk. Dann bin ich wieder bei meinen Kindern und Enkeln; dann wohne ich in unserem alten Haus; dann sind die alten Freundinnen und Freunde wieder da; dann bin ich wieder am Grab meiner Frau. Welten bestehen nicht nur aus Menschen. Sie bestehen



auch aus Orten, Dingen und Vorgängen, die einen beheimaten. In Hamburg hat mich auch das Tuten der Schiffe im Novembernebel beheimatet. Ich war heimisch in der Stadt, weil ich wusste, wie die S-Bahn verlief und wie ich am besten von Othmarschen nach Wellingsbüttel kam. Die Orte kannten und grüßten mich: Meine alte Universität, die Katharinenkirche, die Eckkneipe mit dem schönen Namen „Alles wird gut“, das KZ Neuengamme. Dinge und Orte können einem nicht nahe sein wie Menschen. Aber sehr nahe können sie einem schon sein. Es gibt übrigens Schönheiten, die man erst entdeckt, wenn man nicht durch die Nähe zu ihnen geblendet ist. Die Schönheit eines weiten und durch keinen Berg verstellten Blick in einer norddeutschen Landschaft habe ich erst im Land der Berge entdeckt. Wenn ich meine Schweizer Frau ärgern will, sage ich: Ihr habt die Berge, wir haben die Horizonte. Die größere Distanz der Hamburger zueinander habe ich erst schätzen gelernt, als ich in Luzern erfuhr, wie oft man sich umarmt, küsst und wie schnell man sich duzt. Ich habe kein Heimweh nach der verlorenen Welt. Dazu habe ich zu viele Abschiede hinter mir. Wohl aber denke ich mit Wehmut an sie und will sie nie ganz verlieren. Ein Glück, ich muss sie nicht völlig verlieren.

Nun also lebe ich in Luzern. Ich habe einen Menschen gewonnen, nicht aber eine Welt. Welten können Menschen nie ersetzen. Aber Menschen können auch Welten nicht ersetzen. Ich lebe in der Schweiz im Glück einer neuen Zuneigung und als freundlich geduldeter Fremdling. Auf meinem neuen Pass steht: „Ausländerausweis. Aufenthaltsbewilligung, gültig für die ganze Schweiz“. Merkwürdiger Weise hat man mir, dem damals 77jährigen Spätankömmling, auch eine Arbeitsbewilligung gegeben. Die Bezeichnung des Ausweises finde ich ge-

Ich würde nie Boden unter die Füße bekommen, wenn ich ständig der alten Welt nachweine.

nau und passend. Ich bin in dieser Welt nicht zuhause, ich bin ein freundlich aufgenommenem Gast. Es gibt ein paar Menschen, die ich noch nicht Freunde nenne, mit denen ich aber freundschaftlich umgehe. Die Welt wächst. Sie wird nicht mehr werden, wie es die Hamburger Welt war. Welten wachsen in Jahrzehnten, und sehr viele Jahre stehen mir wohl nicht mehr zur Verfügung.

Was brauche ich in der neuen Gastwelt, damit ich nicht völlig ein Fremdling mit Arbeitserlaubnis bleibe? Zunächst eine gewisse Treulosigkeit der alten Welt gegenüber. Ich würde nie Boden unter die Füße bekommen, wenn ich ständig der alten Welt nachweine. „Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich aus nach dem, was vor mir ist“, heißt es im biblischen Philipperbrief. Nein, ich vergesse die alte Welt nicht. Aber sie hat kein Recht, das Diktat meiner Erinnerung zu sein. Sie hat kein Recht, sich als einzigartig aufzuspielen. Die verklärte Erinnerung an die alte Welt könnte sich als Feind der neuen erweisen. Das „Früher war alles besser“ liegt uns Alten sowieso gefährlich nahe. Eine Weise, gänzlich unbeheimatet im Neuen zu bleiben, ist der Vergleich

der beiden Welten, der alten und der neuen. Vergleiche sind oft bössartig und zerstörerisch, nicht nur in diesem Fall.

Neugier brauche ich auf die neue Welt. Neugier ist auch Arbeit, sie fällt einem nicht einfach in den Schoß; besonders uns Alten nicht, die sich so gern in der Erinnerung ergehen und denen das Neue eher unheimlich ist. Man muss den neuen Welten zutrauen, dass es in ihnen etwas zu entdecken gibt, was man vorher nicht kannte und was seine eigene Schönheit hat. Meine Neugier bezieht sich nicht nur auf Landschaften und Menschen mit ihren Eigenarten, die ich noch nicht kannte. Neugierig bin ich auf die Sprache, die um mich gesprochen wird. Ich

bin entzückt, wenn ich auf einem Rasen ein Schild entdecke, das ein „Versäuberungsverbot“ ausspricht oder wenn in einer Metzgerei „Schweinsvoressen“ angeboten wird. Ich bin in der Schweiz ja auch Sprachausländer. Den Menschen um mich ist mein Hochdeutsch eine Fremdsprache. Sie sprechen es, aber mit schwererer Zunge, als ich es spreche. Auch diese Tatsache lässt eine Distanz zu den Menschen, mit denen ich umgehe; eine freundliche Distanz. Distanzen müssen ja nicht immer feindlich sein. Aber mit meiner anderen Sprache und der Unfähigkeit, die hiesige zu sprechen, weiß ich, dass ich nie ganz dazugehöre.

Vertrautheit mit einem Ort braucht Zeit, wie Heimat nie „instant“ zu haben ist. Heimat ist eine Geliebte, die einem als erstes Zeit abverlangt. Wo man Zeit investiert, da ist man schon halb zuhause, auch wenn man nicht dort wohnt. Ich kenne und liebe schon lange eine kleine romanische Kirche in Giornico im Tessin. Ich besuche sie, so oft ich in der Gegend bin, und da ich in Luzern wohne, bin ich oft dort. Die Kirche ist meine Vertraute. Sie ist mein Gehächnis, und die Gebete in ihr fließen einem von selbst über die Lippen. Nun gut, meine Heimat ist sie nicht. Und trotzdem ist es ein Nachhausekommen, wenn ich dort bin. Sie ist wie eine heimliche Geliebte, die immer schöner wird, um so öfter ich sie besuche. Ich lebe nicht nur von meiner sozusagen standesamtlichen Heimat. Ich lebe auch von solchen Stellen, die ich gefunden habe, die ich achte, indem ich sie besuche und die ich schön finde, weil ich sie nicht vergesse. Vielleicht sind sie nicht lebensnotwendig, aber sie sind schön, und Schönheit ist immer lebensnotwendig. Sehnsuchtsorte, Orte mit Gehächnis, Heimaten muss man immer wieder neu erfinden.

Das ist das Letzte, was ich auf meinem Sprung von Hamburg nach Luzern lernen muss: Damit einverstanden zu sein, nicht ganz dazuzugehören. „Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh ...“ heißt ein katholisches Kirchenlied. Nein, ich bin nicht Gast „ohne Ruh“ in meiner neuen Schweizer Heimat. Ich bin mit Vergnügen Gast in einem schönen Land mit freundlichen Menschen. Aber ich bin Gast. Es ist schön, und es hat etwas mit meiner Freiheit zu tun, dass ich nur ein Halb-Hiesiger bin, kein wirklich Eingewurzelter. Ich spiele mehr zuhause, als ich es bin. Aber es ist ein schönes Spiel. Es ist ein Reichtum, irgendwo feste und lange gewachsene Wurzeln zu haben, Pfahlwurzeln. Es gibt den anderen Reichtum, nicht durch allzu feste Wurzeln gefangen zu sein. Es gibt ja auch Luftwurzeln, die Wasser und Nährstoffe eher aus der leichten Luft als aus festem Grund gewinnen. Aber das ist ja nicht nur meine Lage nach dem Umzug in die Schweiz. Die Wurzeln von uns Alten sind ja überall locker und luftig. Wir sind Gäste einer Welt, die schon lange nicht mehr unsere ist.

Es ist schön, mehrere Heimaten zu haben. Es ist charmant, nicht ganz zuhause zu sein. Wer nur eine Heimat hat, ist in der Gefahr, in ihr zu verdummen. Die Grundtexte des christlichen Glaubens sind nicht sehr heimatfreundlich. Die ersten Nachfolger fragen Jesus nach seinem Ort, seiner Heimat, und er antwortet: „Der Menschensohn hat keine Stelle, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ (Mt 8,20) Ebenso sehen sich die frühen Christen und Christinnen als vaterlandslose Gesellen: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel,“ (Phil 3,20) und „wir haben hier keine bleibende Stadt, denn wir suchen die zukünftige.“ (Hebr 13,14) Mit diesen Sätzen in unserem geistlichen Gepäck können wir Heimatlieder kaum aus voller Brust singen. Man wird also nie ganz

ein Hiesiger sein, weder in dem Land noch in den Kirchen, in denen wir leben. Das ist eine der Schönheiten des Christentums, dass es uns nicht erlaubt, gebannt zu sein

in eine Gegenwart, in der die Lahmen noch nicht tanzen und in der die Tyrannen noch nicht von ihren Thronen gestürzt sind. Aber wir sind nicht nur Zukünftige und Jenseitige, und in reinen Transiträumen kann man nicht leben, lieben, bauen und atmen. Das Recht auf bergende und wärmende Höhlen wird uns niemand absprechen. Es ist uns nicht versprochen, irgendwo ganz zuhause zu sein. Heimaten sind eine Art Rohbau jener Heimat, die wir erwarten. Vielleicht sieht man im offenen Rohbau mehr als im schönen, fertigen und abgeschlossenen Haus. Man sieht im Rohbau, was noch fehlt und was noch nicht da ist. Und so verweist er mich auf das andere Haus, besser, auf die andere Stadt, in der alle Tränen abgewischt sind und „wo der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz“ (Offb 21, 4). Bis dahin sind alle Heimaten mehr Unterstände als wohnliche Orte, aber wenigstens das sind sie.

Wer nur eine Heimat hat, ist in der Gefahr, in ihr zu verdummen.

Der Beitrag wurde ursprünglich vom NDR 3 in der Reihe ‚Glaubenssachen‘ in der ARD-Themenwoche ‚Heimat‘ am Sonntag, 11. Oktober 2015, 08.40 Uhr gesendet. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.



Fulbert Steffensky, Theologe, Prof. em. für Erziehungswissenschaft und Religionspädagogik,
fsteffensky@tolmein.de